



HANNAH HOWELL

Mein Krieger
aus den
Highlands

Weltbild

Sein Verlangen trotz jeder Gefahr

Arianna Murray Lucette ist auf der Flucht vor ihren Feinden. Als ihr Schiff angegriffen wird, verliert sie alle Hoffnung auf Rettung, doch dann wird die Schiffbrüchige an der schottischen Küste angeschwemmt. Als sie erwacht, blickt sie geradewegs in ein Paar leuchtend blaue Augen.

Sir Brian MacFingal erkennt bald, dass die tot geglaubte Schönheit, die er am Strand gefunden hat, eine Frau voller Leben ist. Und voller Leidenschaft. Er ist entschlossen, ihr zu helfen, auch wenn er sich damit in tödliche Gefahr bringt ...

Ein Highland-Drama der Extraklasse

Mein Krieger aus den Highlands

Weltbild

Die Autorin

Hannah Howell hat sich seit ihrem ersten Buch 1988 einen Namen als Autorin romantischer historischer Romane gemacht. Die begeisterte England-Reisende lebt an der Ostküste der USA, wo ihre Familie seit 1630 ansässig ist. Sie ist verheiratet, hat zwei erwachsene Söhne, einen Enkel und fünf Katzen, von denen eine den Namen Oliver Cromwell trägt.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel Highland Avenger bei Kensington Publishing Corp., New York, NY, USA.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2012 by Hannah Howell

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Angela Schumitz

Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © John Ennis, bookjacketart.com

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-86365-918-9

Schottland im Frühling 1480

Das kalte Salzwasser verklebte Ariannas Haare, und der Wind tat sein Übriges. Die steife Brise riss ihr die Haare aus dem Knoten und peitschte sie ihr um den Kopf. Es tat richtig weh, wenn eine Strähne ihr ins Gesicht klatschte. Das passierte leider ziemlich häufig, als sie auf der Suche nach Adelar und Michel über das schwankende Deck stolperte. Aber sie hatte jetzt keine Zeit, ihre Haare zu richten. Sobald sie die Jungen fand, würde sie sie erst einmal ausschimpfen, bis ihnen die Ohren rot anliefen.

Die Knaben waren viel zu sorglos und unbekümmert. Sie waren noch zu unschuldig, um zu begreifen, in welcher Gefahr sie alle schwebten. Die beiden dachten, sie wären mit ihr nach Schottland unterwegs, um dort bei ihrer Familie zu leben. Dass sie um ihr Leben rannten, erkannten sie nicht. Sie waren zu jung, um auf Ariannas Warnungen zu hören. Und sie verstanden auch nicht, dass sie der einzige Teil ihrer unseligen Ehe waren, an dem sie sich festklammerte.

Auf dem Schiff gab es jemanden, der den Knaben nach dem Leben trachtete. Arianna umklammerte mit eiskalter Hand ihren Dolch und schwor zum tausendsten Mal, alles zu tun, um die Kinder zu beschützen. Sie hatte gedacht, dass sie ihren Verfolgern entkommen würden, wenn sie Frankreich verließen. Doch die Leute, die hinter ihren Jungen her waren, hatten offenkundig einen der ihren auf das Schiff geschickt. Arianna hatte vor, diesem Kerl ihren Dolch tief in sein schwarzes Herz zu rammen, sobald sie seiner habhaft wurde.

»Jesus! Der Bengel hat mich gebissen!«

Eine wütende Männerstimme durchbrach den Lärm des Windes, des Regens und des ächzenden Schiffes. Arianna wirbelte herum. Durch den Regenvorhang erspähte sie zwei Männer, die versuchten, zwei sich windende und um sich tretende Kinder festzuhalten und ihre kleinen Gefangenen an die Reling zu zerren.

Ein Dolch. Zwei Männer. Die Chancen stehen nicht gut, dachte Arianna, als sie so rasch wie möglich zu ihnen eilte. Ihre Jungs kämpften mannhaft, aber sie würden den Kampf verlieren. Sie brauchten ihre Hilfe. Nur sie konnte sie retten.

Wer die Männer angeheuert hatte, konnte Arianna nicht mit Sicherheit sagen, und sie bezweifelte, dass sie die Gelegenheit haben würde, den Schurken diesbezüglich eine Antwort zu entlocken. Doch im Grunde spielte es keine Rolle. Arianna wusste, dass es entweder Amiel, der Onkel der beiden, sein musste oder die DeVeau, die Erzfeinde der Lucette. Vielleicht waren es ja auch beide, dachte sie. Beinahe hätte sie geknurrte. Amiel schien es egal zu sein, dass er sich mit einer Familie verbündet hatte, die am Tod und dem Elend zahlloser seiner Verwandten schuld war. Es hätte Arianna eigentlich nicht so verwundern oder sogar schockieren sollen. Der Mann trachtete seinen Neffen nach dem

Leben, um alles an sich zu reißen, was sie von ihrem Vater geerbt hatten. Vermutlich war es sogar Amiel gewesen, der seinen eigenen Bruder mitsamt dessen wahrer Gemahlin, der Mutter der beiden Knaben, umgebracht hatte. Sich mit einem Erzfeind zu verbünden wog nicht so schwer wie diese Sünde.

Sie war beinahe bei den Männern angelangt, als eine Böe ihr die Haare wieder ins Gesicht schlug. Arianna schüttelte den Kopf, um die kalten, nassen Strähnen zurückzuwerfen, die ihr die Sicht raubten. Bei dieser Bewegung erblickte sie etwas aus den Augenwinkeln, das ihre Aufmerksamkeit noch mehr auf sich zog als die Bedrohung ihrer Schützlinge.

Durch den Regen näherte sich ein Schiff. Wenn in den nächsten Momenten kein Wunder geschah – und mit so etwas war sie noch nie gesegnet gewesen –, würde dieses Schiff bald das kleinere rammen, auf dem sie sich befanden. Jetzt musste sie nicht nur die Jungs retten, sondern auch sich selbst. Es sah so aus, als ob ihnen nur ein Sprung in die raue, sturmgepeitschte See übrig blieb.

Arianna atmete tief durch, umklammerte ihren Dolch und schrie aus Leibeskräften. Die zwei Männer drehten sich um und starrten sie an. Noch immer schreiend deutete sie auf das Schiff, das auf sie zusteuerte. Wie sie gehofft hatte, überwog bei den Männern nun das Bedürfnis, ihre Haut zu retten. Sie ließen die Jungs los und rannten auf die andere Seite.

Das andere Schiff hielt tatsächlich direkt auf sie zu. Plötzlich wusste Arianna genau, was das größere Schiff vorhatte. Es wollte sie rammen. Mittlerweile gab es kein Entkommen mehr. Tiefes Mitleid regte sich in Arianna für all die armen Menschen auf dem kleinen Schiff, die nun gleich ihr Leben lassen würden. Doch sie konnte nichts tun, um ihnen zu helfen. Stattdessen richtete sie ihre gesamte Aufmerksamkeit auf die zwei kleinen, zitternden Jungen, die sich an sie klammerten. Es bestand eine winzige Chance, die beiden zu retten. An etwas anderes konnte sie jetzt nicht mehr denken.

»Sie wollten uns ins Meer werfen«, sagte Michel.

»Aye«, erwiderte sie und zog die beiden zum Bug. Dort hatte sie zuvor ein paar leere Fässer entdeckt. »Ich fürchte, ihr werdet auf jeden Fall im Meer landen.« Sie ließ die beiden los und durchtrennte mit ihrem Dolch die Taue, mit denen die Fässer festgebunden waren.

»Dann werden wir sterben«, jammerte Adelar.

»Nay. Nicht, solange ich es verhindern kann.« Sie warf einen Blick über die Schulter auf das andere Schiff, das nach wie vor unerbittlich näherrückte. Ihr blieb nicht viel Zeit, dieses großspurige Versprechen zu erfüllen. Nur die Tatsache, dass auch das größere Schiff gegen die Gewalt der vom Wind gepeitschten See ankämpfen musste, hatte es davon abgehalten, bereits auf Kapitän Tillets Schiff aufzuprallen. »Wisst ihr noch, wie man schwimmt?«

»Mehr oder weniger«, erwiderte Michel. In seinem Akzent mischte sich das Schottische mit dem Französischen, was Arianna ganz bezaubernd fand.

»Das muss reichen. Ich werde euch ins Wasser werfen, und ihr werdet ans Ufer

schwimmen.« Sie drehte die Jungen in die Richtung des Ufers, das kurz zuvor noch zu sehen gewesen, mittlerweile jedoch hinter den dunklen Sturmwolken und dem heftigen Regen verborgen war. »Ich werfe auch die Fässer ins Wasser, und ihr müsst eines davon erreichen und packen. Bald wird eine Menge Holz im Wasser treiben. Wenn ihr kein Fass erwischt, dann haltet euch an etwas anderem fest. Nehmt, was euch hilft, den Kopf über Wasser zu halten. Lasst euch von eurer Angst nicht die Sinne trüben. Richtet euer Augenmerk auf die Küste, haltet euch am Holz fest und strampelt mit den Beinen, wie ich es euch gezeigt habe, als ich euch das Schwimmen beigebracht habe.«

»Die See ist sehr rau, Anna«, sagte Michel. Angst ließ sein süßes Stimmchen erzittern. »Sie ist nicht wie der Teich, in dem wir das Schwimmen gelernt haben.«

»Ich weiß, meine Schätzchen, aber die Fertigkeiten, die ich euch beigebracht habe, nützen euch auch bei rauem Gewässer. Richtig schwimmen müsst ihr nur, bis ihr ein Fass oder ein anderes Stück Holz in den Händen habt.«

Sie hob ein Fass hoch und blickte auf die stürmische See. Es würde ein Wunder sein, wenn sie diese Prüfung heil überstanden. Die Chance, dass sie der wütenden See alle drei lange genug trotzen konnten, bis sie ein Fass oder ein anderes Stück Holz erwischt hatten, war sehr gering. Die Chance, dass sie es überlebten, wenn das größere Schiff das ihre rammte, war allerdings noch viel geringer. Immerhin blieb ihnen bei diesem Plan die Wahl, wo und wie sie ins Wasser fielen.

Sie musterte die Kinder und dann sich selbst. Sie alle hatten sich zum Schutz vor der kalten Luft und dem Regen dick angezogen. Rasch setzte sie das Fass wieder ab. »Zieht eure Umhänge und die Stiefel aus, Jungs. Macht schnell. Diese Sachen werden wie Steine sein, die euch nach unten ziehen, sobald ihr im Wasser gelandet seid.«

Auch sie entledigte sich hastig ihres Umhangs und der Stiefel. Dann nestelte sie ihr Kleid auf. Zu überleben war jetzt wichtiger als Zucht und Anstand. »Legt die Sachen in die Fässer. Beeilt euch«, drängte sie. Die zunehmend entsetzten Schreie der anderen auf dem Schiff verrieten ihr, dass ihnen die Zeit davonlief.

Obgleich alles sehr rasch geschah, pochte Ariannas Herz im Takt mit jedem vorbeistreichenden Augenblick wie eine Totenglocke. Sie schlang ein Tau um ihre Taille, band es an einem Fass fest und warf es ins Wasser. Rasch warf sie ein zweites und dann ein drittes Fass hinterher. Sie küsste Michel auf die Wange und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass es nicht das letzte Mal war. Dann nahm sie das bleiche Kind und warf es über die Reling. Das Gleiche tat sie ohne zu zögern mit Adelar, auch wenn es ihr schier das Herz zerriss.

Mit einem letzten Blick über die Schulter kletterte sie selbst über die Reling. Das andere Schiff war jetzt so nah, dass sie die harten Gesichter der Männer an Deck sehen konnte. Unerbittlich verfolgte es seinen tödlichen Kurs. Die Mienen der Männer sagten ihr, dass sie genau wussten, was kam, und es so geplant hatten. Arianna betete, dass sie und die Jungen dem unmittelbar bevorstehenden Chaos entkommen würden, und sprang ins Wasser.

Die Landung war schmerzhaft. Arianna verkrampfte sich bei dem Kälteschock, als sie in

den schaumgekrönten Wellen unterging. Wie viele Prüfungen mussten sie und die Jungen denn noch durchstehen? Angst und Zorn verliehen ihr die Kraft, um sich wieder an die Oberfläche zu kämpfen. Ihre Augen brannten vom Salzwasser. Panisch suchte sie nach ihren Jungen und fragte sich entsetzt, ob sie sie in den Tod geworfen hatte. Endlich entdeckte sie die beiden. Jeder klammerte sich an ein Fass, während die hartherzige See sie von Welle zu Welle schleuderte.

Arianna erreichte das dritte Fass, kurz bevor es ihr gelang, zu den Kindern aufzuschließen. Sie kämpfte gegen die hohen Wogen und versuchte, nicht darauf zu achten, wie die Kälte ihr die Kraft aus dem Leib saugte. Fieberhaft bemühte sie sich, die Fässer mit dem Tau, das sie vom Schiff mitgenommen hatte, aneinanderzubinden. Als sie sich endlich auf das merkwürdige kleine Floß hievte, das sie gerade hergestellt hatte, zitterte sie so erbärmlich, dass ihre Zähne klapperten. In dem Moment drang das grausame Geräusch zerberstenden Holzes an ihr Ohr, und die Schreie der Menschen, die dem Untergang geweiht waren, übertönten das Brausen des Sturms.

Sie schaute Adelar an, der erschöpft neben ihr lag, und schrie: »Paddle, mein Kleiner. Nimm deine Hand und all deine Kraft, um zu paddeln.«

Nach ein paar weiteren lauten Anweisungen spürte Arianna, dass die Fässer sich anders durchs Wasser bewegten. Sie hüpfen nicht mehr ziellos auf und ab, sondern schwammen mit den Wellen. Stolz regte sich in ihr, als Michel vorsichtig auf Adelar kletterte und die Kraft seiner dünnen Ärmchen der seines Bruders hinzufügte. Arianna hoffte inständig, dass sie schnell genug waren, um aus der Reichweite derjenigen zu entkommen, die soeben zwei Dutzend Menschen in den Tod geschickt hatten. Diese Barbaren gingen im wahrsten Sinn des Wortes über Leichen, nur um die zwei kleinen Burschen zu ermorden.

»Nun reicht es«, sagte sie nach einer Weile, die ihr wie viele Stunden vorkam. Ihr Arm war mittlerweile so schwach und taub von der Kälte, dass sie ihn kaum noch aus dem Wasser heben konnte. »Jetzt wird uns die Strömung den Rest des Weges ans Ufer tragen.«

Sie presste eine Wange an das nasse, raue Holz des Fasses und kämpfte darum, die Dunkelheit zurückzudrängen, die sich ihrer bemächtigen wollte. Der Kampf, die Jungen sicher ans Ufer zu bringen, und die Kälte, die ihr die Kraft aus dem Leib sog, zehrten an ihren letzten Reserven. Von dem Moment an, als sie merkte, dass Amiel und DeVeau einige ihrer Leute auf das Schiff geschickt hatten, hatte sie kaum noch ein Auge zugetan und die Jungen Tag und Nacht bewacht. Sie sehnte sich danach, all ihre Sorgen beiseite zu schieben und nur noch zu schlafen. Plötzlich spürte sie, wie eine kalte, kleine Hand die ihre packte und sie schüttelte. Langsam schlug sie die Augen auf und blickte in Michels viel zu blasses kleines Gesicht.

»Sind die bösen Männer jetzt tot?«, fragte er.

»Aye«, erwiderte sie. »Die bösen Männer, die auf unserem Schiff waren, sind jetzt tot, doch darüber hinaus auch noch viel zu viele gute Männer. Aber die bösen Männer auf dem größeren Schiff leben noch. Ich glaube nicht, dass DeVeau schon aufgeben wird, und

Amiel auch nicht.«

»Es tut mir leid. Und Adelar tut's auch leid.«

»Was denn?«

»Dass wir dir nicht geglaubt haben.«

»Nun, vielleicht hört ihr ab sofort besser auf meine Warnungen. Aye?«

»Aye«, erklärten die Jungen im Chor.

»Gut. Jetzt haltet euch gut an den Fässern fest. Bevor der Sturm losbrach, habe ich einen kurzen Blick auf die Küste erhascht. Wisst ihr noch, wie ich sie euch gezeigt habe?« Die beiden nickten. »Das Wasser sollte uns jetzt dorthin treiben, ohne dass wir viel tun müssen.« Sie schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass es nicht zu viele Felsen zwischen ihnen und dem sicheren Ufer gab, denn ihr kleines Floß hielt derartigen Kämpfen bestimmt nicht lange stand. »Erinnert ihr euch auch noch daran, was ihr tun müsst, wenn ihr alleine ans Ufer kommt?«

»Du wirst bei uns sein, Anna«, sagte Adelar mit einem Anflug von Panik in seiner Stimme.

»Das hoffe ich sehr, aber ich möchte trotzdem wissen, ob ihr euch noch an alles erinnert, was ich euch gesagt habe.«

»Aye. Wir sollen deine Verwandten finden, die Murrays, und ihnen erzählen, was passiert ist.«

»Und wer die bösen Männer sind«, fügte Michel hinzu.

»Ganz genau. Und jetzt schlaft bitte nicht ein. Ihr müsst euch an die Fässer klammern und bereit sein, an die Küste zu schwimmen, wenn es sein muss. Steckt einen Arm unter das Seil, das uns zusammenhält. Das wird euch helfen. Ich glaube nicht, dass es noch lange dauern wird, bis wir wieder auf festem Boden stehen. Die Wellen sind zwar lästig, aber sie schieben uns rasch in die richtige Richtung.«

Arianna hoffte, dass sie so zuversichtlich klang, wie die Jungs sich fühlen sollten. Sie wollte nicht, dass die beiden ihre Angst und ihre Schwäche spürten. Doch während sie ihnen noch einmal sagte, was sie tun mussten, sobald sie das Ufer erreicht hatten, flüsterte eine kleine Stimme in ihr ständig das Wörtchen »falls«. Falls kein Überlebender des verunglückten Schiffes auf sie stieß und beschloss, dass er ihr kleines Floß dringender brauchte als sie. Falls die Männer, die sie verfolgten, sie nicht fanden. Falls sie nicht an einer Klippe zerschellten, die Küste vor Augen.

In ihrem Kopf drängten sich so viele Befürchtungen, dass Arianna versucht war, sich zu erheben und all ihre Ängste und ihren Zorn in die Sturmwolken hinaufzuschreien. Es ist einfach nicht fair, dachte sie, und zuckte zusammen bei dem kindischen Wimmern, das sie hinter dieser Klage in ihrem Kopf hörte. Doch das änderte nichts daran, dass es nicht fair war. Michel und Adelar waren kleine, unschuldige Knaben. Arianna wusste, dass auch sie sich keiner allzu großen Sünde schuldig gemacht hatte, obgleich ihr ein paar kleinere einfielen. Doch darunter war nichts, was den Tod durch Ertrinken gerechtfertigt hätte und auch nicht, dass sie den zwei Knaben, die sie wie ihre eigenen Söhne liebte, dabei zusehen musste, wie sie ertranken.

Sie war versucht, Gott zu verfluchen, doch sie unterdrückte diese Versuchung. Jähzorn gehörte zu ihren vielen Fehlern, doch jetzt durfte sie sich nicht von Zorn übermannen lassen. Ein paar aufrichtige Gebete und vielleicht sogar ein paar Versprechen, eine gute Tat zu vollbringen oder etwas aufzugeben, wenn der Allmächtige die Knaben verschonte, waren in diesem Moment bestimmt hilfreicher.

Aber sie konnte kaum noch einen klaren Gedanken fassen. Die Schwärze, die sie zu überwältigen drohte, war langsam aber sicher stärker als all ihre Versuche, bei Bewusstsein zu bleiben. Mit letzter Kraft wand sie ein Stück des Seils, mit dem die Fässer zusammengehalten wurden, um ihr Handgelenk. Sie hoffte inständig, dass dies reichen würde, um sie auf dem Weg zum Ufer auf dem Fass zu halten.

»Puh! Ich glaube, ich bin nass bis auf die Knochen. Dieser verdammte Regen hat sich direkt durch meine Haut gehämmert.«

Brian MacFingal grinste seinen Bruder an. »Dein Anblick erinnert mich tatsächlich an eine ertrunkene Ratte, Simon.« Er warf einen Blick auf den Himmel. »Aber jetzt ist der Sturm vorbei. Ich denke, bald wird sich die Sonne einen Weg durch die Wolken bahnen und uns trocknen.«

Beinahe hätte Brian laut gelacht, als Simon und der junge Ned auf die grauen Wolkentürme blickten und sich erfolglos bemühten, ihre Zweifel zu verbergen. Doch er unterdrückte diesen Impuls, weil sie dann vielleicht glaubten, er mache sich über sie lustig.

Simon war mit seinen fünfundzwanzig Jahren ein starker, gut aussehender Mann, und er war geschickt im Umgang mit dem Schwert und dem Dolch. Dennoch haftete ihm eine gewisse jugendhafte Unsicherheit an.

Ned war erst siebzehn, mit elend langen Gliedmaßen, die er noch nicht besonders geschickt einsetzen konnte. Brian erinnerte sich noch gut an diese seltsame Zeit in seinem Leben. Er wollte den Jungen nicht kränken, indem er jetzt lachte.

»Glaubt es mir ruhig«, sagte er, »bald wird wieder die Sonne scheinen. Die Wolken verziehen sich rasch.«

Simon nickte. »Aye, das sehe ich jetzt auch. Immerhin werden wir dann nicht mehr nass, wenn wir unsere Ware abholen.«

»Dafür sollten wir dankbar sein.«

»Glaubst du, wir werden mit der Fracht dieses Schiffes ebenso viel verdienen wie mit der letzten?«

»Das hoffe ich. Ich habe in letzter Zeit viel darüber nachgedacht, wie sich dieses Unterfangen für uns und unsere Lieferanten leichter gestalten ließe.« Brian verzog das Gesicht. »Doch ich fürchte, wir müssen es nach wie vor geheim halten.«

»Aye. Je mehr Leute davon wissen, desto größer ist die Gefahr, dass uns die Waren gestohlen werden.«

»Das ist das größte Problem. Von Scarglas können wir uns keinen Schutz erhoffen,

dafür sind wir zu weit davon entfernt. Und auf dem langen Heimweg, den wir mit den Gütern beladen antreten, schweben wir auch ständig in Gefahr. Mir ist leider noch kein sicherer Weg eingefallen.«

»Vielleicht sollten wir die Route ein wenig ändern. Dann würde die Reise zwar etwas länger dauern, aber wir könnten die Nächte bei guten Freunden und Verwandten verbringen.«

Brian nickte. »Daran habe ich auch schon gedacht. Nur müssten wir dann diejenigen, die uns eine Unterkunft gewähren und uns manchmal vielleicht sogar verteidigen, an unserem Gewinn beteiligen.«

»Einen kleinen Teil des Gewinns zu verlieren, wäre besser, als alle Waren zu verlieren und Menschenleben noch dazu.«

»Das stimmt natürlich.« Genau aus diesem Grund ging Brian der Plan, an sicheren Orten zu übernachten, nicht aus dem Kopf. An solchen Orten gab es immer auch ein paar Bewaffnete, die man notfalls zusammentrommeln konnte, wenn Ärger ins Haus stand. Brian leuchtete dieser Plan durchaus ein. Dagegen sprach nur, dass er nicht eine einzige Münze verlieren wollte, die seine neue Unternehmung ihm einbrachte. Mit dem Geld wurde Scarglas stärker, und wichtiger noch: Er konnte immer ein bisschen Geld auf die Seite legen, um damit eines Tages vielleicht ein Stück Land zu erwerben.

Schon bei dem Gedanken an Land und ein eigenes Heim verkrampfte sich Brians Herz mit einer Sehnsucht, die jeden Tag wuchs. Er beneidete seinen Bruder Ewan nicht um seinen Platz als Laird von Scarglas, und außerdem lag ihm das Wohl all seiner anderen Brüder, die sein Vater gezeugt hatte, innerhalb wie außerhalb seiner Ehe, sehr am Herzen. Dennoch sehnte er sich danach, etwas Eigenes zu besitzen, und es gab immer Leute, die bereit waren, ein kleines Stück ihres Besitzes zu verkaufen, wenn sie Geld brauchten. Natürlich konnte man auch heiraten, um an ein Stück Land und ein Haus zu kommen, aber Brian wollte sich nicht aus diesem Grund an eine Frau binden. Daneben gab es nur noch die Möglichkeit, die Gunst des Königs zu gewinnen. Die Chancen, dass einem MacFingal so etwas gelang, waren jedoch nicht sehr groß.

Vielleicht war es doch der Neid, der ihn anstachelte, sann er nach. Allerdings fiel es ihm schwer, sich dies einzugestehen. Er wollte nicht nur sein eigenes Land, er wollte auch das, was seine Brüder Ewan und Gregor hatten. Selbst seine närrischen Cousins Sigimor und Liam Cameron waren damit gesegnet: Sie alle hatten ein eigenes Heim und eine Familie. Brian sehnte sich nach einer Frau, zu der er heimkehren konnte, einer Frau, die sich über seine Heimkehr freute. Und er wollte Kinder. Aber nur wegen des Landes wollte er auf keinen Fall heiraten. Er wollte eine Frau, die ihn aufrichtig liebte, ihn und die Kinder, die sie bekommen würden. Auf so etwas konnte man nicht hoffen, wenn man eine Frau wegen ihres Geldes, eines Hauses oder eines Stück Landes heiratete.

Diese Sehnsucht hatte er bislang strikt für sich behalten. Er wusste, dass einige seiner Brüder nachdenklich werden würden, wenn er sein Bedürfnis eingestand. Wenn sie nachdachten, würden sie erkennen, dass er keine unehelichen Kinder hatte. Schlimmer noch – vielleicht würden sie auch merken, dass er nicht so viele Gelegenheiten

wahrnehm, welche zu zeugen, wie die meisten von ihnen. Brian hatte oft genug mitbekommen, wie sein ältester Bruder, Laird Ewan, wegen seiner mönchischen Lebensweise von den anderen verspottet wurde. Nay, darauf konnte er wahrhaftig verzichten.

»Du siehst sehr ernst aus, Brian«, sagte Simon, der neben ihm ritt.

»Ich habe gerade überlegt, ob wir durch den Sturm geschädigt worden sind«, schwindelte Brian. Während ihm diese Worte über die Lippen kamen, ging ihm auf, dass das sehr wohl so sein konnte. Als der Sturm über sie hereingebrochen war, hatte er über den Regen, den Wind und die Kälte geflucht. Jetzt fiel ihm ein, dass das Wetter, das für sie auf festem Boden ärgerlich gewesen war, für die Menschen auf dem Wasser tückisch, wenn nicht sogar tödlich gewesen sein konnte. Es würde sie nicht an den Bettelstab bringen, wenn die Fracht verloren war. Aber mehrere Umbauten an Scarglas mussten dann bis zur nächsten Ladung warten. Bis dahin würde es wahrscheinlich ziemlich lange dauern, da die Waren erst bestellt werden mussten.

Natürlich würde es ihn auch bekümmern, wenn die Männer, die er kennen und schätzen gelernt hatte, Schaden genommen hatten. Brian musste den Anflug eines schlechten Gewissens beiseiteschieben. Er hatte Kapitän Tillet nicht gezwungen, mit ihm zusammenzuarbeiten, und ebenso wenig dessen Matrosen. Sie waren alle genau wie er scharf auf das Geld, das ihnen dieser Handel einbrachte, und arbeiteten gern für ihn.

Brian schüttelte seine düsteren Gedanken ab. Bald würden sie die kleine Bucht erreichen, und dort würde er Antworten auf seine Fragen finden – entweder gute oder schlechte. Er konnte nur hoffen, dass es gute waren.

»Wie es aussieht, hat Gott meine Gebete heute nicht erhört«, murmelte Brian, als er an dem kleinen Strand aus dem Sattel stieg und die unmissverständlichen Zeichen eines Schiffbruchs betrachtete.

»Jesus, Brian, glaubst du, das hat jemand überlebt?«, fragte Simon, der neben Brian getreten war.

»Möglich ist so etwas immer. Sucht den Strand ab«, befahl er und gesellte sich zu den acht Männern, die ihn begleiteten und bereits begonnen hatten, den Strand abzulaufen. »Sucht nach Männern und nach Gütern.«

Zwei Stunden lang suchten sie die Küste ab. In dieser Zeit spülte das Meer immer wieder Leichen und Teile des Schiffes an Land. Der Haufen der geretteten Güter wuchs, aber Brians Freude war schwer beeinträchtigt durch die vielen Toten, die sie aus dem Wasser zogen.

Bislang gab es nur vier Überlebende, darunter auch den stämmigen Kapitän Tillet. Die angeschlagenen, geschwächten Männer hatten Decken bekommen und saßen nun bei den Pferden. Vorläufig würden sie in Scarglas Zuflucht finden.

Nun wollte Brian Kapitän Tillet fragen, wie man mit den Toten verfahren sollte, doch auf dem Weg dorthin packte Ned ihn am Arm. Brian sah den Jungen verärgert über die Störung an. Abgesehen von der Bestattung der Toten wollte er den Kapitän auch noch einmal fragen, was er denn mit der Bemerkung gemeint hatte, sie seien angegriffen

worden.

»Schau doch, dort drüben, Brian!«

Ned klang so aufgeregt, dass Brian unwillkürlich in die Richtung blickte, in die sein Bruder deutete. »Dort bei den Felsen?«

»Aye. Dort hat sich etwas bewegt. Ganz bestimmt. Ich bin mir sicher, dass uns dort drüben jemand beobachtet.«

Brian biss sich auf die Zunge, um Ned nicht wegen seiner blühenden Fantasie auszuschimpfen. Die Felsen waren so weit vom Wasser entfernt, dass sich dort bestimmt niemand aus der Mannschaft versteckt hatte. Außerdem hatte keiner aus Tillets Mannschaft einen Grund, sich zu verstecken. Natürlich konnte es sein, dass jemand ihnen nachspionierte, aber die Bucht lag gut versteckt, und das nächste Gehöft war viel zu weit weg. Falls ihnen tatsächlich jemand nachschnüffelte, hätten sie es längst gemerkt. Doch als Ned auf die Felsen zuing, folgte Brian ihm. Vorsichtig umrundeten sie einen hohen Felsen, dann blieb Brian abrupt stehen und fluchte.

»Ich habe dir doch gesagt, das ich etwas gesehen habe«, erklärte Ned.

»Aye«, gab Brian zu. »Nur schade, dass du die Messer nicht gesehen hast.«

Zwei nasse, zitternde, in Lumpen gehüllte Knaben standen über einem Körper gebeugt, der mit dem Gesicht zum Boden ausgestreckt dalag. Die Kinder wirkten verängstigt, doch sie hielten die Messer mit fester Hand. Brian hätte sie natürlich mühelos entwaffnen können, doch er streckte nur lächelnd die Hände aus, um ihnen zu zeigen, dass er nicht bewaffnet war. Er fand, dass die Kinder, die offenbar den Körper einer Frau bewachten, diesen Respekt verdient hatten.

»Wir wollen euch nichts tun, wir wollen euch nur helfen«, sagte er.

»Warum sollten wir Euch vertrauen?«, fragte der größere der beiden Jungen. In seiner Sprache schwang ein französischer Zungenschlag mit.

»Habt ihr dem Kapitän des Schiffs vertraut, auf dem ihr euch befunden habt?«

»Aye, er war ein guter Mann.«

»Wenn ihr dort rüber zu den Pferden blickt, könnt ihr sehen, wie es ihm geht.«

»Michel, schau doch mal nach und sag mir, was du siehst«, befahl der Junge dem Kleineren auf Französisch.

Michel spähte über die Felsen und antwortete ebenfalls auf Französisch. »Der Kapitän und einige seiner Leute haben überlebt. Diese Männer haben ihnen Decken gegeben und reden freundlich mit ihnen. Der Kapitän wirkt nicht feindselig.«

»Der Kapitän hatte Waren für mich dabei. Wir sind Geschäftspartner«, erklärte Brian. Dann musterte er den Körper, den die beiden bewachten.

Es handelte sich definitiv um eine Frau. Sie hatte lange, verfilzte Haare und wohlgeformte Beine, die ihre zerrissene Kleidung kaum bedeckte. Ihre Arme waren über den Kopf ausgestreckt. Vermutlich hatten die Jungen sie an Land gezerrt. Doch offenbar waren sie so klug gewesen, alle Spuren zu verwischen, sonst hätten sie sie schon viel früher entdeckt.

»Ist sie tot?«, fragte er. Auf diese Frage hin verloren die Kinder das bisschen Farbe,

das sie noch gehabt hatten. Brian verfluchte seine Taktlosigkeit.

»Nay!«, rief der Größere, während der Kleine nur heftig den Kopf schüttelte.

»Dann sollte ich wohl mal sehen, was ich für sie tun kann.« Sobald die Knaben die Messer senkten, kniete sich Brian neben die Frau. Er hoffte inständig, den Jungen nicht gleich erklären zu müssen, dass sie einen Leichnam bewacht hatten.